Goldene Blumen.

Criminalroman von Champol.

(19. Fortsetzung.)

„Wahrscheinlich Engländer," sagte er zu sich selbst. „Anderen Leuten fällt es ja doch nicht ein, in dieser Jahreszeit hierher zu kommen. Hoffentlich haben sie mir wenigstens meine Mahlzeit nicht weggegessen."

Er begab sich in's Haus. Vor dem Kamin saß, in eine dichte Rauchwolke gehüllt, eine alte Frau und schwang einen Kessel hin und her.

„Sie haben Gäste?"

Ohne ihre Arbeit zu unterbrechen, murmelte sie in einer unverständlichen Mundart eine Antwort, wobei sie nach der roh gezimmerten Bretterwand zeigte, die den Wirthschaftsraum in zwei Theile schied und hinter der sich offenbar die Reisenden befanden, mit denen er seine Mahlzeit einnehmen sollte. Ein Ausweichen gab es nicht, und so war es schließlich besser, die Tischgenossen gleich kennen zu lernen. Rasch stieß er die Bretterthüre auf.

Das einzige Fenster des Verschlags ging nach der Felswand, sodaß der aus dem hellen Tageslicht kommende Officier einen Keller zu betreten glaubte. Vor der nur nothdürftig mit Kalk beworfenen Mauer hoben sich undeutlich ein roher Tisch, einige hölzerne Bänke und im Hintergrund zwei Gestalten ab: ein Mann und eine Frau.

Grüßend nahm Gerbault sein Käpi ab, worauf ihm ein lautes, gellendes Lachen antwortete, das ihm durch Mark und Bein ging, indem gleichzeitig eine wohlbekannte Stimme rief:

„Das nennt man eine Ueberraschung, was?"

Die beiden Gestalten kamen aus dem Schatten heraus und auf Vincent zu: Edmund Dulaurier in seinem wohlbekannten Havelock und Sylvie mit dem kleinen Matrosenhut — ein Zusammentreffen, das Vincent Gerbault derart unerwartet kam, daß er kaum ein Wort zu sagen vermochte.

Als die Begrüßung mit den ersten Erklärungen vorüber war, erzählte Edmund:

„Du hast natürlich keine Ahnung von der ganzen Sache. Seit zwei Tagen jagen wir nämlich beständig hinter Dir her: ich sehnte mich thatsächlich nach Dir, und als ich aus der Zeitung erfuhr, daß man Euch nach Lannemezan geschickt hatte, sagte ich zu Kleinchen: „Wie wär's, wenn wir uns auf dem Heimweg in Lannemezan aufhielten und ihm in seinem Zelt einen Besuch abstatteten?" Schon befanden wir uns unterwegs dahin, als ich gestern auf dem Bahnhof in Tarbes das Getümmel sah, und auf meine Frage antwortete man mir, es seien die Officiere von Lannemezan. „Fangen wir ihr also in Tarbes ab!" sagte ich. Wir kamen nun zwar glücklich auf Deine Fährte, aber wie sollten wir Dich unter dieser Schaar Haudegen, die theilweise schon in die Stadt ausgeschwärmt waren, herausfinden? Zudem fühlte sich Sylvie etwas müde, und so gingen wir geradeswegs in Deinen Gasthof in der Hoffnung, Du werdest nach Hause kommen. Aber, prosit Mahlzeit, keine Spur! Um zehn Uhr hielt ich's nicht mehr länger aus vor Schlaf und ging zu Bett.

„Als ich am nächsten Morgen um sieben Uhr nach Dir fragte, sagte man uns, Du seiest nach Bagneres-de-Bigorre ausgekniffen. Aber wenn ich mir einmal etwas in den Kopf setze, dann wird's auch ausgeführt; Du kennst mich ja. Wir stiegen also in den Zug nach Bagneres, und hier angekommen, fragten wir einfach: „Habt Ihr ihn gesehen?" Hübsche Kerls wie Du gibt's zu dieser Jahreszeit ja nicht viele in der Gegend. Aber immer, wenn wir an einen Ort kamen, warst Du gerade fortgegangen. Endlich finden wir einen Miethkutscher, der einen unerhörten Preis für eine Fahrt hierher verlangt. Diesmal konntest Du uns wenigstens nicht wieder entwischen. Beharrlichkeit führt zum Ziele! Aber theuer war die Geschichte, höllisch theuer .... Und nun sprich, was sagst Du zu unserer Irrfahrt?"

Vincent wußte es selbst nicht. Augenscheinlich war sein zum gefügigen Lamm umgewandelter Vetter nur Sylvie's Werkzeug und Wortführer. Während jener in seiner prahlerischen Weise fortfuhr, seine Erlebnisse zu erzählen, beobachtete der Hauptmann verstohlen die junge Frau.

Sie hatte bis jetzt nur einige allgemeine Redensarten an ihn gerichtet und überließ mit jener geduldigen, gelangweilten Miene, die sie im Anfang ihrer Verheirathung stets zur Schau getragen hatte, ihrem Gatten das Wort, während sie den Inhalt eines Frühstückkorbes mit der gestickten Inschrift: „Biarritz" auf dem Tisch auspackte.

„Ach ja," unterbrach sich Edmund, „in den verwünschten Gasthöfen hat man uns nämlich derart geprellt, daß wir uns schließlich lieber selbst mit Nahrungsmitteln versehen haben. Du ißt doch mit uns, was?" Hier kannst Du Schlingel weder den Dienst noch eine andere Einladung vorschützen."

Damit hatte er allerdings recht. Bedrohlicher Natur schienen indeß die Absichten der jungen Frau auch durchaus nicht zu sein. Aus ihrem ganzen Wesen glaubte Gerbault schließen zu dürfen, daß die neulichen Vorfälle sie veranlaßt hatten, ihr Benehmen zu ändern. Wahrscheinlich war ihr allmählich klar geworden, daß Edmund's Vetter doch kein zuverlässiger Ritter für sie sei, und so hatte sie sich anscheinend wieder an ihren Gatten angeschlossen. Wahrscheinlich sollte ihre augenblickliche Zusammenkunft Vincent den neuen Stand der Dinge offenbaren. Auf diese Weise überrumpelt, blieb dem Officier nichts anderes übrig, als das angebotene Mahl anzunehmen und es wohl oder übel als eine Art Friedensschluß zu betrachten, der ihm unter diesen Umständen schließlich auch nicht unwillkommen war.

Sylvie ging jetzt hinaus, um im Freien einen passenden Platz zum Essen auszusuchen, und während dessen bestätigte Edmund die Vermuthungen seines Vetters.

„Wir sind wieder ganz ausgesöhnt," beeilte er sich, triumphirend auszurufen. „Vollständig ausgesöhnt, und Geflicktes hält oft besser als Neues, schon weil man mehr darauf Acht gibt. Frauen darf man eben nicht zu derb anfassen, merk Dir's, sonst muß man es bitter büßen."

Der Gedanke einer baldigen Heimkehr nach seiner langen Schmerzenszeit trieb ihm Freudenthränen in die Augen.

„Die Reise hat mich fast umgebracht. Ich schere mich den Kuckuck um Gletscher und Berggipfel. Für die Augen ist es ja ganz angenehm, ich leugne es nicht, aber die Augen sind ein zu kleiner Theil des Körpers, als daß man ihnen zuliebe alles Andere opfern möchte. Mein Magen ist in einem Zustand, sage ich Dir, und wenn Du erst meine Beine sehen würdest! Noch dicker sind sie geschwollen, als die von Mutter Mougin. Wie gut, daß die Alte mir ihren Klappstuhl geliehen hat! Ueberallhin nehme ich ihn mit, angeblich Sylvie's wegen, aber sobald einen Augenblick stillgestanden wird, setze ich mich flugs darauf."

Dabei holte er den kostbaren Gegenstand aus einer Ecke, wo er ihn mit seiner weißen leinenen Mütze, seinem Alpenstock und seinem Schmetterlingsnetz aufbewahrt hatte. Dann fuhr er, mit dem Hauptmann Sylvie in's Freie hinaus folgend, fort:

„In jeder Hinsicht kann ich mich auf meine Heimkehr freuen. Die Moissonot's kommen nun ganz bestimmt nicht, denn sie müssen mit der Erbschaftsregelung auf die Rückkehr des Bruders aus Dahome warten. Sie hofften zwar, die Sache durch einen Bevollmächtigten ausmachen lassen zu können, er wollte das aber nicht. Nur zu gern ließ er seine erbärmliche Stelle dort unten im Stich, um den fetten Brocken einzusacken. Denke Dir, ein Bursche, der bisher nichts zu nagen und zu beißen hatte und nun plötzlich nur so im Golde wühlen kann! Ich finde zwar, daß er ganz Recht hat, würde es auch so gemacht haben .... aber nur unter uns, sprich nicht vor Sylvie darüber, weil .... Du verstehst schon ...."

Edmund's Mittheilungen mußten verstummen, denn sie waren soeben auf dem hübschen kleinen Rasenplatz angelangt, wo das Mahl sie erwartete. Edmund stellte seinen Klappstuhl auf und Vincent setzte sich an dem ländlich gedeckten Tisch Sylvie gegenüber.

„Das wäre also unser letztes Picnic," sagte Edmund, den Rock aufknöpfend. „Morgen schwelgen wir wieder an unseren heimathlichen Fleischtöpfen. Es ist eigen, wie man eben doch an seinem Besitzthum hängt. Auch schon Dein Wiedersehen, lieber Vincent, macht mir Freude."

Sylvie schien dieses Vergnügen nicht zu theilen, jedenfalls lag ihr nicht daran das Zusammensein zu verlängern, denn sie schlug plötzlich vor:

„Wie wäre es, wenn wir nachher zum blauen See hinaufgingen? Wir sind ja nicht gezwungen, uns noch diesen Abend auf den Rückzug zu begeben."

Edmund's Gesicht verfinsterte sich. „Der blaue See .... aber erlaube, der war nicht auf dem Programm. Solch ein See hat doch auch gar nichts Interessantes, besonders wenn man, wie wir, vom Meere kommt. Glaube mir, es ist viel besser, mit Vincent zurückzufahren, viel besser."

Sie sagte nichts, und große Unruhe blieb auf Edmund's ausdruckslosen Zügen haften, während er die harten Eier und das kalte Huhn aus dem Vorrathskorb verspeiste und sich ein Glas um das andere von dem spanischen Wein einschenkte, womit Schmuggler die Gebirgswirthshäuser versehen. Beim Nachtisch hellte sich seine Miene aber doch wieder auf, denn ein erleuchteter Gedanke war ihm plötzlich gekommen, und als Sylvie in dem abseits stehenden Korbe wühlte, flüsterte er Vincent zu:

„Bitte, thu' mir einen Gefallen: wenn wir nachher aufstehen, dann schicke heimlich meinen Wagen fort. Da wir dann gezwungen sind, mit Dir zurückzufahren, bleibt Sylvie nichts anderes übrig, als auf ihren Spaziergang zu verzichten."

Vincent sah keinen Grund, die Bitte abzuschlagen. Die zwei Stunden gemeinsamer Wagenfahrt würden ja bald überstanden sein, und dann konnte er sich endgültig von seinen unerwünschten Reisegefährten trennen. Er befahl also Edmund's Kutscher, die Rückfahrt allein anzutreten und hierauf dem feinigen anzuspannigen.

„Was, wir gehen schon fort?" rief Edmund, den auf einer Spirituslampe gewärmten Kaffee austrinkend. Er hatte die Weste aufgeknöpft, sah roth und erhitzt aus, und Vincent fand, daß seine Beleibtheit in fast beunruhigender Weise zugenommen hatte. Beim Aufstehen pustete er wie ein Seehund.

„Es ist höchst ungesund, gleich nach dem Essen in einen Wagen zu steigen. Wie gern hätte ich ein Schlöfchen gemacht!" murmelte er, indem er voll Bedauern nach einem schattigen Plätzchen am Ufer schielte. „Hier ist eine tropische Hitze, die Wege sind schlecht, und Zeit haben wir ja auch in Fülle."

Eine lange Erörterung entspann sich über Zeit, Entfernung, Pferde und Eisenbahnzüge, woran sich Sylvie indeß nicht betheiligte. Dagegen äußerte sie ihr Befremden, als sie nur noch einen Wagen vor dem Wirthshause stehen sah.

„Das ist wieder einmal so ein Streich von Vincent!" rief Edmund, etwas ängstlich über den Erfolg seiner List. So macht er's immer. Nun sind wir ihm ganz auf Gnade und Ungnade verfallen; hoffentlich mißbraucht er seine Macht nicht. Jedenfalls werde ich mich mit dem vollen Magen nicht in den elenden Karren setzen und mich auf der holperigen Straße zu Brei schütteln lassen. Da gehe ich trotz meiner kranken Beine lieber ein Stück weit zu Fuß. Es ist zwar heiß, aber unser Weg führt ja am Wasser entlang."

Die Angst vor einer Gefährdung seines Lebens und seiner Gesundheit gab Edmund seine frühere Entschiedenheit zurück, und da unter diesen Umständen ein Widerspruch nutzlos gewesen wäre, fügten sich die beiden anderen und halfen die entbehrlichen Gegenstände, mit Ausnahme des Klappstuhls, von dem Edmund sich nicht trennen wollte, in den Wagen tragen. Dem Kutscher wurde befohlen, langsam vorauszufahren, während man zu Fuß nachkommen wollte, bis Edmund's Verdauung und die Unebenheiten der Straße überwunden waren.

Man wandte dem Hochgebirge sowie der Sonne jetzt den Rücken, und Vincent schrieb es diesem Umstande zu, daß ihm die vorhin noch so lachende Gegend plötzlich trübe und unfreundlich erschien.

„Nicht so rasch!" rief Edmund wiederholt, der sich trotz seiner schmerzenden Füße noch immer weigerte, in den Wagen zu steigen.

Ihrer alten Gewohnheit getreu, war Sylvie vorausgegangen, so daß Vincent die lange zurückgehaltene schlechte Laune seines Vetters nun in ihrer ganzen Wucht über sich ergehen lassen mußte.

„Du findest es wahrscheinlich lächerlich, daß ich, der ich geheirathet habe, um mich von meiner Frau hätscheln und verwöhnen zu lassen, nun über Berg und Thal hinter ihr herkeuche. Ja, ja, Du hast schon recht, aber mir bleibt eben keine andere Wahl. Ich könnte nicht mehr ohne sie leben, und wenn ich ihr auch im Grunde zürne, daß sie mich in meinen Erwartungen getäuscht hat, so könnte ich, glaube ich, durch's Feuer für sie gehen, wenn sie, wie zum Beispiel jetzt, ihr nettes, heiteres Gesichtchen aufsetzt."

Sylvie hatte sich soeben umgedreht und geruhte einige Brocken in die Unterhaltung zu werfen.

„Nun werden wir bald zu der Blödsinnigen Ansiedelung kommen," verkündigte sie.

„Hu, was sind diese Kerle häßlich!" schrie Edmund. „Ich werde mir die Augen zuhalten, damit ich sie nicht mehr sehe."

„Im Gegentheil, es lohnt sich, sie recht genau anzusehen, denn recht häßlich ist auch schön!"

Edmund brach in lautes Lachen aus. „Hörst Du sie, Vincent; so etwas kann doch nur sie sagen."

Ja, er hatte es wohl gehört, und der Ausspruch zeigte ihm wieder so recht Sylvie's verkehrten, unnatürlichen Geschmack.

„Man stellt so oft das Häßliche in eine Reihe mit dem Bösen. Würde nach Ihrer Ansicht auch das auf die Spitze getriebene Böse zu etwas Gutem führen?"

„Vielleicht."

„Wenn Ihr zu disputiren anfangt, so setze ich mich!" rief Edmund, der schon lange nach einem Vorwande gesucht hatte. „Hier ist gerade ein gutes Plätzchen."

Man war mittlerweile an eine Brücke und ein halb zerfallenes Gebäude gekommen. Vor langer Zeit hatte ein unternehmender Mann hier eine Mühle errichtet, sie dann aber, da er keinen Erfolg damit hatte, dem Verfall überlassen. Jetzt stürzten die der Eindeichung entbehrenden Fluthen gleich einem mächtigen Wasserfalle durch die Schlucht, wo sich früher das Mühlrad befunden hatte, in den tiefen selbstgegrabenen Abgrund und bildeten da einen wildschäumenden Strudel. Edmund stellte seinen Klappstuhl auf, während Vincent und Sylvie, auf zwei Steinen sitzend, ihr Wortgefecht fortsetzten.

„Immerhin gehört Muth zu einem Verbrechen," behauptete Sylvie träumerisch, „und dann auch Verstand und Einbildungskraft."

„Hörst Du, was sie da nun wieder behauptet?" rief Edmund bewundernd. Sie hält Reden, daß es einem ordentlich kalt über den Rücken läuft; bei dieser Hitze ist eine solche Wirkung übrigens gar nicht zu verachten."

Wieder ließ er sein lautes Lachen ertönen und wischte sich die schweißtriefende Stirne ab. Dann sagte er, sich ein wenig zur Seite wendend:

„So, hier kann man doch wieder aufathmen. In der Nähe des Wassers ist es kühl, und die kleinen Douchen, die einem in's Gesicht spritzen, sind famos."

Dabei streckte er Hände und Gesicht gegen das Wasser aus, als wolle er den leichten Schaum, der gleich einem Rauch bis zu ihm heraufstieg, einathmen.

„Gib acht," bemerkte Vincent, „Du sitzest zu nahe am Rand. Eine ungeschickte Bewegung würde genügen, um einen Kopfsprung in's Wasser zu machen, und wenn Du da hinunterfielest, ich weiß nicht, wer Dich dann so leicht wieder herauszöge."

Seinem gewohnten Widerspruchsgeist getreu, rückte Edmund nur noch ein wenig weiter nach vorn, indem er mit verächtlicher Miene sagte:

Erstens einmal mache ich überhaupt keine ungeschickten Bewegungen, und dann kann ich ja schwimmen."

„Ja, wie ein Stein," murmelte Gerbault.

Edmund's rothes Gesicht färbte sich wenn möglich noch dunkler.

„Ich bin in der Saone geschwommen, die doch wahrhaftig noch ein ganz anderer Fluß ist, als alle diese Gebirgsbäche zusammengenommen! Einen ganzen Sommer lang bin ich dort geschwommen."

„Ja, in der Badeanstalt, wo Du Dich am Seil festhieltest. Trotzdem hat man Dich einmal nur noch mit Mühe und Noth herausgefischt."

Edmund, der wüthend war, glaubte sein Ansehen dadurch herzustellen, daß er noch ein wenig weiter vorrückte; dann aber wandte er sich, theils um das Gespräch abzulenken, theils um den Aufbruch hinauszuschieben, an Sylvie:

„Was sagtest Du eben, Kleinchen?"

„Nichts. Ich schlafe allmählig ein, das ist ja doch das Gescheiteste, was man thun kann."

Kleinchen hatte den Steinblock am Ufer verlassen und saß nun hinter Edmund an der die andere Seite des Weges begrenzenden Felswand. Dort im Schatten nahm sie ihren Hut ab, lehnte den Kopf gegen die harte Granitlehne und schloß die Augen. Ihre Augen waren indeß nur halb geschlossen, und Gerbault, der ihr gerade gegenüber saß, glaubte einen auf sich gerichteten Blick zu entdecken. Er stand auf, um diesem gefährlichen Augenspiel auszuweichen.

„Wir sollten jetzt doch wohl wieder in den Wagen steigen. Aber der Kutscher hat nicht gesehen, daß wir uns setzten und ist uns weit vorausgekommen. Ich will ihm nachlaufen."

Da niemand etwas gegen diesen Vorschlag einwandte, eilte Vincent dem etwa zweihundert Meter entfernten Wagen, der eben um eine Kehre bog, nach.

Der bisher steile, schmale und schlecht unterhaltene Weg wurde jetzt in der Nähe bewohnter Stätten etwas besser. In der Ferne tauchten die kleinen Hütten der armen Krüppel auf.

Er sah auf die Uhr.

„Zwei Uhr vorüber: wir haben keine Zeit mehr zu verlieren."

Allein noch immer in der gleichen Entfernung fuhr der Wagen vor ihm den Abhang hinunter, und da der Offizier keine Lust verspürte, bei der Hitze noch einen schärferen Trab anzuschlagen, schrie er, die Hände als Sprachrohr vor den Mund legend:

„Hallo!"

Zweimal kam sein Ruf als Echo aus den Bergen zurück, ohne indeß bis zum Kutscher zu gelangen, der seine Fahrt ruhig fortsetzte.

Wieder hob Vincent die Hände an den Mund, allein der zweite Ruf, den er ertönen lassen wollte, blieb ihm in der Kehle stecken.

Antwortete man ihm? War es ein weiteres, entfernteres Echo seiner eigenen Stimme? Oder täuschte ihn sein Ohr? Irgend ein Laut war jedenfalls durch die Stille gedrungen .... Jemand hatte geschrieen. Nein, eine Antwort war es nicht und auch kein Echo. Dieser Schrei kam auch nicht aus jener Richtung dort vor ihm, weder vom Wagen, noch von den Hütten — von hinten war er hergekommen, von der Gegend, die durch die Straßenkrümmung seinen Blicken entzogen war — von dort, wo er Sylvie und Edmund zurückgelassen hatte!

Von Ueberlegung war keine Rede mehr. Es gibt Augenblicke, wo einzelne Menschen ebenso wie ganze Volksmengen, von plötzlicher Panik ergriffen, einem zwingenden Drange folgen. Gerbaut war umgekehrt und lief nun, nicht mit großen Schritten wie bisher, sondern in wildem, athemlosen Laufe den Abhang, den er eben herabgekommen, wieder hinauf. An der Straßenbiegung schaute er aus, ohne in seinem Laufe inne zu halten — der Platz, wo er seine Gefährten zurückgelassen hatte, war leer.

„Edmund! Edmund!" schrie er, aber keine Antwort erfolgte.

Vincent wurde es schwarz vor den Augen. Er lief noch rascher, wenige Schritte trennten ihn noch — und nun war er angelangt —

Unten am Fuße der steilen Böschung sah er Sylvie bis an die Knöchel im Wasser stehen; in diesem Augenblick richtete sie sich auf. Edmund aber war verschwunden, nur der Klappstuhl lag umgeworfen am äußersten Rande des Ufers.

Inzwischen hatte Sylvie die Böschung erklettert. Nun stand sie Vincent gegenüber und sagte, die Hand nach dem schäumenden Abgrund ausstreckend:

„Edmund hat sich zu weit vorgebeugt und ist hinuntergestürzt."

Ihre Stimme war so unheimlich ruhig, sie stand so gar nicht im Einklang mit den Worten, daß Vincent den Sinn ihrer Worte zuerst gar nicht zu fassen vermochte. Aber nur einen Augenblick dauerte sein Zögern — er fragte sich nicht, wie Edmund hinuntergefallen war, ihn zu retten um jeden Preis war sein einziger Gedanke.

Hastig beugte er sich über das Ufer, aber nichts, gar nichts war zu sehen. Nun lief er an's andere Ende der Brücke, wohin die Strömung den Unglücklichen wohl schon getrieben hatte. Das Wasser brach sich an großen Felsstücken, und manchmal sah man bis auf den Grund. Es sah fast aus, als könne man dort unten stehen, in Wirklichkeit aber wäre man bis über den Kopf untergesunken, so trügerisch ist die Klarheit dieser pyrenäischen Gebirgswasser. An einer Stelle bildeten sich kleine Wirbel auf der Wasserfläche, und dort schien ein Loch von unergründlicher Tiefe zu sein.

Während sich Vincent seines Rockes entledigte, fuhr sein Blick prüfend über das tückische Wasser hin, um die zum Hinunterspringen passendste Stelle herauszufinden.

Dort, dort, neben jenem großen Felsblock, war das nicht eine weißleinene Mütze, die von einer Welle fortgetragen, vorüberschwamm, versank und wieder auftauchte, und der in einiger Entfernung, von derselben Strömung mit fortgerissen, eine schwarze, dunkle Masse folgte?

Vincent berechnete die Entfernung und rüstete sich zum Sprung.

Einmachkunst der Alten.

Während in unserer Gegenwart die Bereitungsarten von Eingemachtem sich im Großen und Ganzen nicht allzusehr von einander unterscheiden, hatten die Alten eine Legion von Einmachrezepten, von denen die meisten ungleich umständlicher waren als die unserigen. Besonders bewiesen die römischen Köche der Kaiserzeit eine außerordentliche Meisterschaft im Einkochen von Früchten. Melonen, sowie die verschiedenen Orangensorten kannte man damals noch nicht, dagegen brachte die italienische Halbinsel Pflaumen, Kirschen, Feigen, blaue und grüne Trauben, Quitten, Oliven, Aepfel, Birnen, Granatäpfel, Nüsse und Kastanien so massenhaft hervor, daß Varro sie als einen einzigen großen Obstgarten bezeichnete. Diese sämmtlichen Früchte wurden denn auch eingemacht, meist roh mit Honig, häufig jedoch auch getrocknet. Der ausgeschwitzte Zucker machte in diesem Falle den Honig unnöthig. Fast nie aber ließ man es an allerhand anderen Zuthaten fehlen, von denen viele unserem Geschmack als keine Verbesserung erscheinen möchten.

Eine der geschätztesten Fruchtsorten auf den Tafeln der Reichen bildeten Crustuminirbirnen, die in hervorragender Größe und Feinheit in den Küchengärten der Provinz gezogen wurden und von dort auf den römischen Markt kamen. Man schmorte sie in süßem „schwarzen" Wein unter Beigabe von vielen scharfen Gewürzen und konservirte sie in einer dicken Feigensauce. Ebenso standen Honigäpfel — melimela in hohem Ansehen. Man hat neuerdings viel darüber gestritten, was man unter diesen Früchten zu verstehen hat, denn was wir Honigäpfel nennen, können die melimela der alten Römer unmöglich gewesen sein, da die ersteren Niemand zu den Delikatessen zählen würde. Es sind saft- und aromalose, ganz geringwerthige Aepfel von widerlich süßem, an Süßholz erinnerndem Geschmack. Die meisten Forscher neigen der Ansicht zu, daß die melimela eine Obstsorte waren, die es heute nicht mehr giebt. Verschiedene lateinische Schriftsteller erwähnen, daß man sie mit Safran füllte und zuweilen eine klebrige Quittensauce darüber schüttete. Indessen begnügten die römischen Feinschmecker sich nicht mit den Früchten, die in Italien gezogen wurden, sondern ließen sich auch Feigen aus Syrien, Pflaumen aus Damaskus, Datteln aus Judäa und Pfirsiche aus Griechenland kommen. Sehr verbreitet war der Brauch, diese ausländischen Früchte in größere einheimische zu stecken und das Ganze dann wieder mit dem Saft noch einer anderen Frucht zu kochen. Im Uebrigen dürften die Fruchtkonserven der republikanischen Römer den unseren viel näher kommen, als die, welche man zur Zeit des Kaiserreichs bereitete, nur weiß man leider von den ersteren sehr wenig. Mancherlei läßt jedoch darauf schließen, daß sie das Obst in Honig eindämpften und in Ochsendärmen oder in mit Schweinsblasen verbundenen Krügen aufbewahrten.

Charakteristisch für die Einmachkunst der Römer wie der Griechen waren die Marmeladen, deren Herstellungsart uns sehr eigenthümlich erscheinen muß. Man röstete nämlich gedörrte und entsteinte Pflaumen, Pfirsiche, Feigen, Datteln, sowie alle Sorten Beeren mit Obstkernen, Nüssen, Kastanien und Getreidekörnern genau in der Art, wie wir es mit dem Kaffee thun und verkochte das Gemisch, nachdem es gemahlen war, zu einem Brei. Die Griechen dämpften diese Marmeladen so dick ein, daß sie nahezu trocken waren und bewahrten sie in Form von Kugeln und Rollen Jahre lang auf. Hauptsächlich dienten sie zum Backen von Obstkuchen. Es sind uns noch verschiedene derartige Rezepte erhalten geblieben, deren eins ungefähr folgendermaßen lautet: Gersten- und Bohnenmehl wird mit dem gedörrten Mark von Datteln, Feigen, Rosinen und Stachelbeeren, sowie Milch und Olivenöl zu einem festen Teig geknetet, den man mit Honig süßt und mit allerhand scharfen Gewürzen und gehackten Mandeln vermischt. Diese Fruchtkuchen müssen eine unbestreitbare Aehnlichkeit mit dem in Süddeutschland üblichen Hutzelbrod und vielleicht noch mehr mit dem bosnischen, bulgarischen und rumänischen Fruchtbrod gehabt haben. Es ist ja überhaupt erwiesen, daß manche Gewohnheiten aus althellenischer Zeit sich in den Balkanländern und den angrenzenden Gegenden bis in unsere Gegenwart erhalten haben. Die ärmeren Leute stellten die erwähnten Marmeladen natürlich entsprechend einfacher her, indem sie geringere Getreidesorten und statt der Früchte Kürbisse, Nüsse und Korinthen verwendeten.

Ursprünglich war die Küche bei den Griechen ungleich bescheidener als bei den Römern, und erst durch den Einfluß der Perser, welche üppigeren Speisegewohnheiten huldigten, wurden sie auch in Hellas üppiger. Namentlich sind die vielen Fruchtkonserven und Fruchtkuchen, welche der Nachtisch brachte, auf die Perser zurückzuführen. Zu Perikles' Zeiten gab es in den Häusern der Vornehmen thatsächlich eine solche Menge aus eingemachten Früchten hergestellter Näschereien, wie wir sie in gleicher Fülle und Auswahl wohl gegenwärtig nur in Rußland und im Orient finden. Bei den Symposien bot man den Gästen fortwährend gedörrte und in Honig gedämpfte Datteln, Feigen, Weintrauben, Pflaumen, Aepfel und Birnen in zierlichen Thonkörbchen, die mit Blumen und Laub bekränzt waren, an. Eine sehr beliebte Fruchtkonserve, die bei keinem Symposion fehlen durfte, bestand aus Oliven in Honig gesotten und mit Mandelstreifchen gespickt. Bevor das Trinkgelage begann, suchte man den Durst durch trockenes Salz anzuregen, dem man durch feine Würzen Aroma verlieh. Zuweilen geschah es auch, daß dies seltsame Entree mit Blumen — und Fruchtextrakten parfümirt wurde. Indessen kannten die Griechen auch Blumenkonfitüren in unserem Sinne; Rosenblätter in Honig gesotten und Veilchen mit Pistazienkernen in Olivenöl eingemacht, galten als feine Näscherei.

Als eine Köchin und speciell Einmachkünstlerin ersten Ranges galt des Perikles erste Gemahlin Telesippe. Von ihr rührt ein Rezept zu einer Olivenkonserve her, die unter den hellenischen Frauen Berühmtheit erlangte. Sie kochte dazu Nußkerne in Honig weich und vermischte sie mit gesottenen Oliven, das Ganze stopfte sie dann in Schläuche. Ob uns diese Delikatesse schmecken würde, ist freilich eine große Frage.

Ueber die Einmachkunst der Aegypter besitzen wir wenige Anhaltspunkte. Manche behaupten zwar, daß eine salbenartige, in flachen Töpfen befindliche Masse, die aus vieltausendjährigen Pharaonengräbern an's Licht des Tages gefördert wurde, ein Fruchtkonfekt darstellt, aber sicher ist es keineswegs. Ganz ähnliche Salbentöpfe fand man übrigens auch in peruanischen Gräbern.

Dagegen soll die Einmachkunst der zum Einmachen von ihnen verwandte Perser, wie schon erwähnt wurde, sehr hoch gestanden haben. Die am meisten Pflanze war der Rhabarber, aus dem sie zahllose Konserven herstellten.

M. Kossak.

Keuchhusten.

Gegenwärtig werden auf der Abtheilung des Professors Dr. Monti an der Wiener allgemeinen Poliklinik ausgedehnte Versuche gemacht, den schrecklichen Keuchhusten der Kinder, gegen den die Medizin noch heute so gut wie machtlos ist, nach einer ganz neuen Methode zu heilen. Die Kinder werden einige Male täglich in ein Zimmer gebracht und bleiben dort inmitten von Naphthalin- und Kampherdämpfen dreiviertel Stunden bis eine Stunde lang diesen Dämpfen ausgesetzt. Ueble Erscheinungen wurden bisher keine bemerkt, dagegen zeigte es sich, daß die Anfälle der Kinder unter dieser Behandlung nachlassen und leichtere Fälle durchschnittlich nach drei bis vier, schwerere nach vier bis sechs Wochen vollständig heilen. Die Versuche mit dem neuen Verfahren, bei welchem das therapeutische Mittel Vaporin zum Verdampfen gebracht wird, sollen so lange fortgesetzt werden, bis sich ein absolut sicheres Urtheil über diese Behandlungsmethode abgeben läßt.

Ein junger Kentuckyer aus den Bergen, welcher in den Straßen von Lexington seinem Schatz einen Kuß gab, wurde um $5 bestraft. Das ist insofern ganz in Ordnung, als er die Gefühle der zuschauenden Mitmenschen dabei nicht in Rechnung brachte.

* * *

Manche Menschen haben etwas von einem Buch ohne Einband.